



[Nachdruck verboten.]

Trilby.

Roman von George du Maurier.

Deutsch von Marg. Jacobi.

42) Am nächſten Morgen begaben ſich die drei Freunde wieder nach Fignon Square. Der kleine Billy hatte bei Taffy in der Jermyn-ſtraße geſchlafen.

Trilby kam ihnen in einem einfachen ſchwarzen Kleide entgegen und war ganz gerührt vor Freude über das Wiederſehen. Man hatte ihr die Koffer aus dem Hotel geſchickt; die Krankenpflegerin war bei ihr, der Doktor eben fortgegangen. Nach ſeiner Diagnose litt ſie an den Folgen einer heftigen Nervenerſchütterung — was freilich auf der Hand lag.

Ihre Begriffe waren offenbar noch ſehr verwirrt; ſie ſchien außer Stande, ſich ihre Lage klar zu machen.

„O wie herrlich, Euch alle drei wiederzusehen! Da freut man ſich ſo recht ſeines Lebens! An allerlei habe ich gedacht, aber an dieſe Möglichkeit niemals. Drei hübsche, ſaubere Engländer, die alle englisch ſprechen und meine lieben alten Freunde ſind. Ach, ich bin ja ſo glücklich — es iſt wie im Himmel! Mich wundert nur, daß ich mein Engliſch nicht ganz vergeſſen habe.“

Wie ſanft, wie voll und wohlthuend ihre Stimme klang bei dieſen unſchuldigen Worten; man glaubte, ein ichönes Lied zu hören. Dabei warf ſie allen dreien nach einander die liebevollſten Blicke zu, ganz auf ihre alte Weiſe. Aber ſie ſah krank, ſchwach und abgezehrt aus; ihre Augen füllten ſich mit Thränen; ſie hatte die Hand des Laird ergriffen und wollte ſie gar nicht wieder loslaſſen.

„Was iſt denn nur Svengali zugeſtoßen? Er muß wohl todt ſein.“

Die Freunde ſahen ſich einander in peinlicher Verlegenheit an.

„Wirklich, er iſt todt! Ich leſe es in Euern Mienen. Das thut mir leid; es iſt ſehr traurig! Er war immer ſo gut, der arme Svengali!“

„Ja, er iſt todt,“ ſagte Taffy.

„Und Geco — der liebe kleine Geco — iſt der auch todt? Geſtern Abend habe ich ihn noch geſehen — er rieb mir die Hände und Füße: wo war das nur?“

„Nein, Geco iſt nicht todt. Er hat nur auf einige Zeit ins Gefängniß wandern müſſen, weil er Svengali verwundet hat. Sie haben es ja ſelbſt mit angeſehen.“

„Ich? Bewahre; geſehen habe ich es nicht. Mir träumte nur von etwas Ähnlichem. Geco hatte ein Meſſer in der Hand; man hielt ihn feſt und Svengali lag blutend am Boden. Das war kurz vor Svengalis Krankheit. Er hatte ſich am Halſe verlegt — mit einem roſtigen Nagel — das hat er mir wenigſtens geſagt. Wie mag er es nur angeſtellt haben? . . . Aber es war ſehr unrecht von Geco, ihm etwas zu Leide zu thun; ſie waren doch immer gute Freunde. Wie kam er denn dazu?“

„Es war in der Probe — Svengali ſchlug Sie mit dem Taſtſtock auf die Finger, bis Sie anfangen zu weinen — das konnte Geco nicht mit anſehen.“

„Er hätte mich geſchlagen — in der Probe — und ich hätte geweint? — Aber, lieber Taffy, was reden Sie für wunderliches Zeug! Svengali war immer die Güte ſelbſt gegen mich; geſchlagen hat er mich nie. Und was ſollte ich denn in der Probe thun?“

„Die Lieder einſtudiren, die ſie am Abend im Theater ſingen wollten.“

„Im Theater? Ich habe nie im Theater geſungen, außer geſtern Abend, wenn das große Haus ein Theater war. Es ſchien den Leuten nicht zu gefallen und ich will mein Lebtag in keinem Theater mehr ſingen. Wie ſie Alle brüllten! Und in der Loge gegenüber ſaß Svengali und lachte mich aus. Warum hat man mich dorthin gebracht? Und weſhalb verlangte der komiſche kleine Herr in der weißen Weiſte durchaus, daß ich ſingen ſollte? In einem ſo großen Raum und vor ſo vielen Leuten — dazu kann ich's doch nicht gut genug. Es muß ein böſer Traum geweſen ſein; anders kann ich mir's nicht denken. War es denn kein Traum?“

„Aber — wiſſen Sie denn nicht mehr, wie Sie in Paris geſungen haben, im Saal der Baſchi-Boguzs, und in Wien, in Petersburg und an wer weiß wie vielen Orten?“

„Das iſt ja dummes Zeug — Sie müſſen irgend Jemand anders im Sinn haben. Ich bin wohl in Wien und Petersburg geweſen, aber geſungen habe ich dort nie. Gott ſoll mich bewahren!“

Es entſtand eine Pauſe; die drei Freunde ſahen ſich verblüfft an und wiſhten weder aus noch ein.

Endlich ſagte der kleine Billy: „Warum haben Sie mich denn damals in Paris abſichtlich nicht wieder gegrüßt, Trilby, als ich vor Ihnen den Hut abnahm? Sie fahren gerade mit Svengali in dem vornehmen Wagen über den Platz de la Concorde.“

„Ich bin mit Svengali in keinem vornehmen Wagen gefahren. Wir benutzten meiſt den Omnibus. Sie ſprechen im Traum, lieber kleiner Billy — oder verwechſeln mich mit einer anderen Perſon. Wie käme ich dazu, Sie nicht zu grüßen — das iſt ja völlig undenkbar.“

„Wo haben Sie denn gewohnt, als Sie mit Svengali in Paris waren?“

„Ich befinne mich nicht mehr. Sind wir überhaupt dort geweſen? O ja, natürlich! Im Hotel Bertrand, Place Notre Dame des Victoires.“

„Sind Sie lange mit Svengali umhergereiſt?“

„Sehr lange. Viele Monate oder Jahre — ich habe es vergeſſen. Ich war ſehr krank; er hat mich kurirt.“

„Krank, Trilby? Was ſahle Ihnen denn?“

„O, ich war ganz außer mir vor Kummer und hatte die wahrſinnigſten Schmerzen in den Augen. Als ich meinen lieben kleinen Jeannot in Vibrage verlor, wollte ich mich umbringen. Ich glaubte, ich hätte ihn nicht ſorgfältig genug gepflegt. Das brachte mich von Sinnen. Sie ſchrieben mir dorthin, wiſſen Sie

es noch? Durch Angèle Boisse — einen so reizenden Brief — ich kann ihn auswendig.

„Sie haben auch geschrieben, lieber Sandy,“ fuhr sie fort und gab dem Laird einen Kuß. „Wo mögen die Briefe nur hingekommen sein? Ich habe gar nichts mehr, was mir gehört auf dieser Welt — nicht einmal die lieben Briefe besitze ich noch. Auch nicht die vom kleinen Billy — ein ganzes Packet!

„Svengali schrieb mir auch — er ließ sich meine Adresse von Angèle Boisse geben . . .

„Als Jeannot starb, fühlte ich, daß ich von Vibraye fort mußte — fort von allen Menschen im Flecken, sonst hätte ich mir das Leben genommen. Sobald der Kleine begraben war, schnitt ich mir das Haar ab, kleidete mich wie ein Arbeiter, ich hatte mir eine Blouse, Mütze und Beinkleider verschafft, und wanderte zu Fuß nach Paris, ohne Jemand ein Wort zu sagen. Es sollte kein Mensch etwas davon wissen; ich fürchtete mich vor Svengali, der geschrieben hatte, er würde kommen, mich abzuholen. Vor ihm wollte ich mich in Paris verbergen. Als ich endlich dort ankam, war es zwei Uhr Morgens; mir war elend zu Muth, all mein Geld — dreißig Franken — hatte ich verloren, durch ein Loch in der Hosentasche. Ein Fuhrmann auf dem Markt fing Händel mit mir an, nur weil ich sein Pferd streichelte und ihm eine Krübe zu fressen gab, mit der ich den eigenen Hunger stillen wollte. Er hielt mich für einen Mann und schlug mich in's Gesicht; wahrscheinlich hatte er viel getrunken. Dann stand ich auf der Brücke, ganz nahe bei der Morgue, und wollte ins Wasser springen. Aber als ich die Morgue sah, konnte ich's nicht. Svengali hatte immer davon gesprochen, daß er kommen würde, mich dort anzusehen, wenn sie mich aus dem Fluß zögen. Mir schauerte bei dem Gedanken und es wurde mir ganz dumm und wirr im Kopf.

„Nun trieb es mich zu Angèle in die Rue des Cloîtres Ste Petrouille; ich wartete vor ihrem Hause, getraute mich aber nicht, die Glocke zu ziehen. Von dort ging ich nach dem Platz St. Anatole des Arts und sah nach dem alten Atelierfenster hinauf. Ich dachte an das große Sopha neben dem Ofen und wie behaglich es dort oben war. Gern hätte ich Madame Vinard wachgeklingelt, aber mir fiel ein, daß der kleine Billy ja im Atelier krank lag und seine Mutter und Schwester bei ihm waren. Angèle hatte es mir geschrieben. Der arme kleine Billy — ob er wohl viele Schmerzen litt?

„Nun ging ich auf dem Platz hin und her und die Rue des Mauvais Ladres auf und ab, dann die Rue de Seine hinunter bis zum Fluß; aber hineinzuspringen wagte ich nicht. Da stand auch ein Polizeidiener, der mir folgte, um mich zu beobachten. Ich kannte ihn gut, es war Celestin Beaumollet, der sich damals am Weihnachtssabend so arg betrunken hat. Der große, wissen Sie, mit den Blatternarben. Er hatte aber keine Ahnung, wer ich sei.

„Bis der Tag anbrach, wanderte ich umher; darn hielt ich es nicht mehr aus und ging zu Svengali nach der Rue Tireliard, aber er war ausgezogen, in die Rue des Saint Peres. Da fand ich ihn; er war sehr freundlich, vertrieb mich rasch den Schmerz, brachte mir Kaffee, Brod und Butter — so gut hatte es mir noch nie geschmeckt. Dann ließ er mir ein warmes Band bereiten — Bidet Frères in der Rue Savonarole besorgen das sehr schön. Ich fühlte mich wie im Himmel. Darauf schlief ich zweimal vierundzwanzig Stunden hintereinander. Als ich aufwachte, sagte er mir, wie lieb er mich hätte. Er würde mich immer kuriren, für mich sorgen, mich heirathen und mir sein ganzes Leben widmen, wenn ich ihm folgen wollte.

„Wir blieben eine Woche dort; ich ging nicht aus, bekam auch Niemand zu sehen, denn ich war entsetzlich müde und krank — erkältet glaube ich.

„Svengali spielte in zwei Konzerten und erwarb viel Geld, dann reisten wir zusammen nach Oesterreich, und Niemand erfuhr eine Silbe davon.“

„Hat er Sie wirklich geheirathet?“

„Nein — er konnte nicht. Der arme Mensch hatte schon eine Frau und drei Kinder, um die er sich aber nicht kümmerte. Sie betrieb ein kleines Geschäft irgend wo am Rhein. Es war sehr schlecht von ihm gewesen, sie so im Stich zu lassen, aber darüber waren schon Jahre vergangen, ich hatte keine Schuld. Im Gegentheil, ich sorgte dafür, daß er ihnen Geld schickte, sobald er selbst welches bekam, denn die Frau that mir leid. Er erzählte oft von ihr und machte ihr nach, wie sie in einer Hand eine Salzgurke, in der andern ein Glas Schnaps hielt und abwechselnd ein Stück abbiß und einen Schluck trank, um keine Zeit zu verlieren. Das war so komisch, daß ich vor Lachen fast umkam. Auf solche Scherze verstand sich Svengali. — Nun kam auch Geko zu uns und Martha.“

„Wer ist Martha?“

„Seine Tante. Sie kochte unser Essen und besorgte die Wirtschaft. Bald wird sie hier sein, sie hat Jemand vom Hotel hergeschickt und es mir sagen lassen. Die arme Martha — wie lieb sie ihn hatte! Und der arme Geko! Was werden sie ohne Svengali anfangen!“

„Wie erwarb er denn seinen Unterhalt?“

„Ich glaube, er spielte in Konzerten — oder gab vielleicht Stunden.“

„Haben Sie ihn je spielen gehört?“

„Ja, im Anfang. Manchmal nahm mich Martha mit. Die Leute klatschten viel und er spielte wunderschön — das sagten Alle.“

„Hat er Ihnen auch nie vorgeschlagen, Sie singen zu lehren?“

„Oh maie, maie! Bewahre doch! Er lachte mich aus, so oft ich versuchte, ein Lied zu singen. Martha auch und Geko! Zum Spaß ließen sie sich, den Volk' von mir vorsingen und bekamen fast Rachkrämpfe dabei. Ich nahm es ihnen nicht übel, mir fehlte eben die musikalische Bildung!“

„Verkehrte er sonst mit wem — irgend einer anderen Frau?“

„Nicht daß ich wüßte! Er sagte immer, er hätte mich so lieb, daß er gar keine andere Frau ansehen möchte. Der arme Svengali (die Thränen traten ihr in die Augen). Er war immer so gut zu mir, aber ich konnte ihn nicht lieben, wie er wollte; es war mir rein unmöglich, schon bei dem Gedanken schauerte mir's. Früher haßte ich ihn förmlich — in Paris — im Atelier — wißt Ihr's noch?

„Er wich kaum von meiner Seite, und wenn er nicht da war, sorgte Martha für mich — denn ich war immer krank und schwach — oft konnte ich vor Mattigkeit kaum durch das Zimmer gehen. Der weite Weg von Vibraye nach Paris hat mir so geschadet. Ich habe mich davon nie erholt.

„Ich that für ihn, was in meinen Kräften stand — stückte seine Sachen, kochte ihm gute, französische Gerichte — wie eine Tochter, denn etwas Anderes konnte ich ihm nicht sein. Zu Zeiten hatte er, glaube ich, sehr wenig Geld; wir zogen von einem Ort zum andern — aber ich bekam immer von Allen das beste Stück, darauf bestand er; selbst wenn für ihn kaum etwas übrig blieb. Er war immer so unglücklich, wenn es mir nicht schmeckte, daß ich mich oft zum Essen zwang.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Rose ohne Magdeburg.

Eine Erinnerung an den 6. Juli 1807.

„Wenn irgend Jemand glauben kann, daß ich durch diesen Schritt dem Vaterlande auch nur ein Dorf mehr erhalten könnte, so bin ich schon allein durch diese Meinung unwiderruflich verpflichtet.“ Mit diesen hochherzigen Worten erklärte sich die Königin bereit, vor dem Abschluß des Friedens eine persönliche Begegnung mit dem Korzen zu haben, der ihr Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht hatte und im Begriff stand, das Preußen Friedrichs des Großen zu zerstückeln. Friedrich Wilhelm III. hatte seiner Gemahlin die Entscheidung freigestellt, aber die Königin lebte — wie dies ihre Worte beweisen — der Ueberzeugung, daß die Krone mit den höchsten Rechten auch die höchsten Pflichten auf erlegt, und in dieser edelsten Frau, die je das Diadem geduldet hat, fand das altpreussische Pflichtgefühl in diesen Unglücksjahren seinen tapfersten Vertreter. So kam die denkwürdige Begegnung zu Stande, — vielleicht die denkwürdigste in diesem Jahrhundert, das an Zusammenkünften aberkröner Häupter wahrlich keinen Mangel zu leiden hat. Aber was wollen alle diese, in fast regelmäßiger Folge wiederkehrenden Begrüßungen der Monarchen, bedeuten gegen den wahrhaft historischen Augenblick, wo die Preußens Königin dem welschen Machthaber begegnet, wo die Kleinheit, die Schönheit, das Unglück mit der weltbezüglichen und welterschütternden Kraft, dem Genie, das keine Schranken kennt, dem Dämon auf der Höhe seiner Erfolge zusammentreffen? — Wahrlich ein Augenblick, der die Phantasia beagradeter Künstler mächtig anregen mußte, ein Bild, würdig weiterzuleben in Farben und Erz und nicht minder im deutschen Lied!

„Welche Ueberwindung es mich kostete, das weis Gott! Denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und das Land unglücklich gemacht. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird nun einmal von mir gefordert. Opfer zu bringen bin ich gewöhnt.“ So spiegelt das eigene Tagebuch die Stimmung der Königin in jenen Tagen wieder, und keine andere Feder vermochte die Regungen besser zu schildern, welche die Seele der tief unglücklichen und doch vom Unglück nie gebeugten Frau erfüllten, als sie nach Tilsit fuhr — die Königin der Schmerzen zu dem Kaiser, den noch keine Niederlage getroffen hatte.

Am 4. Juli früh um acht Uhr verließ, so erzählt ein Mitarbeiter der „T. N.“, der Wagen der Königin Memel. Das Gefolge bestand aus der Gräfin Wok, deren Herz überquoll vor Schmerz und Jammer ob dieser Reise zu der „Inkarnation des Erfolges“ — wie sie Napoleon treffend nannte —, der Gräfin Tauenzien, dem Kammerherrn von Buch und General Graf Kalkreuth. Der Letztere gehörte nicht zum Hofstaat der Königin, vielmehr war er aus Tilsit vom König nach Memel geschickt worden, um die Königin über die Einzelheiten der bevorstehenden Begegnung zu unterrichten. Am Nachmittag traf die Reisende in Bisputöhnen ein, wo das Hauptquartier ihres Gatten sich befand. Sie fand hier im Pfarrhause Wohnung, da das vom König benutzte Haus zu klein war. Unmittelbar nach ihrer Ankunft erschien Hardenberg, um mit seiner Herrin die einzelnen Punkte zu besprechen, welche die Königin in der Unterredung berühren sollte. Vor Allen schärfte der Staatskanzler ihr ein, sich Schlesen, Westfalen und Magdeburg von dem Sieger auszubedingen. Namentlich Magdeburg müsse dem künftigen Preußen als Hauptstützpunkt der Elblinie, der so baldigen preussischen Grenze, erhalten bleiben. Erst in später Abendstunde kehrte der König von Tilsit nach seinem Hauptquartier zurück und noch in der Nacht besprachen sich die Gatten über das bevorstehende, folgenschwere Ereignis. Am 5. Juli speiste Kaiser Alexander von Rußland bei dem preussischen Königspaar, und während dieser Mahlzeit erschien auch ein Abgesandter Napoleons, der kaiserliche Oberstallmeister Caulaincourt, um die Königin im Auftrage seines Kaisers zu begrüßen und sie nach Tilsit einzuladen. Da nach den Bestimmungen des Waffenstillstandes Bisputöhnen nicht mehr neutrales Gebiet war, konnte Napoleon die Königin nicht persönlich hier aufsuchen. Für den 6. Juli nahm die Königin Napoleons Einladung an. In diesem Tage fuhr sie Nachmittags 4 Uhr in dem ihr entgegengefahrenen Staatswagen Napoleons, von preussischen Gardes du Corps eskortirt, von Bisputöhnen nach Tilsit. Hier stieg sie in dem

Quartier ihres Gatten, dem Hause eines Müllers in der „Tilsiter Freiheit“, ab. Eine halbe Stunde später erschien Napoleon mit großem Gefolge hoch zu Ross. Seine Generale waren ihm behilflich, als er von seinem Schimmel stieg; an der Thür des Hauses erwartete ihn Talleyrand, der ihm in das Innere folgte. Der König und die beiden Hofdamen begrüßten den Kaiser am Fuß der Treppe, — auf der obersten Stufe stand in einem weißen, mit Silber gestickten Gewand, mit dem Diadem geschmückt, die Königin.

Sie fand das erste Wort zur Begrüßung, indem sie ihm ihr Bedauern ausdrückte, daß er eine so schlechte Treppe habe benutzen müssen. Napoleon erwiderte mit französischer Galanterie, über die er gewöhnlich nicht im Uebermaß verfügte, daß es keine Schwierigkeiten gäbe, wenn es sich um ein solches Ziel handle. Dann ging Luise ihrem Besuch voran in das Zimmer, wohin nur Talleyrand folgte. Hier fragte der Kaiser, ob das Kleid der Königin Krepp oder indische Geze sei. Die Königin entgegnete: „Sollen wir in solch einem Moment von so unbedeutenden Sachen sprechen?“ und begann nach einer beiläufigen Frage wegen des Klimas und Napoleons Gesundheit auf das zu kommen, was allein sie hierher geführt hatte. „Wie konnten Sie nur auf den Gedanken kommen, mit mir Krieg anzufangen?“ warf der Kaiser hier ein. „Wir hatten uns in unseren Berechnungen über unsere Hilfsquellen geteilt.“ lautete die Antwort. Aber Napoleon fragte sofort weiter: „Und Sie bauten auf den Ruhm Friedrichs des Großen und täuschten sich selbst, natürlich meine ich Preußen?“ Darauf folgten dann die berühmten Worte der Königin, welche wie eine Reihe der Luise'schen Worte ewig unvergänglich bleiben werden: „Sire, dem Ruhm Friedrichs des Großen war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben.“ Der Kaiser war sichtlich betroffen und leitete sofort das Gespräch auf ein anderes Gebiet über. So oft die Königin auch versuchte, auf den Zweck ihrer Anwesenheit die Rede zu bringen, immer verstand Napoleon es, geschickt auszuweichen und ihr leere, gänzlich leere Höflichkeiten zu sagen. Endlich wandte sich Luise an die Großmuth und Hochherzigkeit, die sie doch bei ihm voraussetzen dürfe, sie bat ihn, seinen Sieg durch Milde zu krönen. Ihr traten die Thränen in die Augen, als sie von Preußens Lage und dem König sprach; zuletzt bat sie, Magdeburg möchte der Monarchie erhalten bleiben. Napoleon schwankte einen Augenblick, dann meinte er: „Sie fordern viel, aber ich werde daran denken.“ In diesem Augenblick trat der König in das Zimmer, und das Gespräch zwischen Luise und Napoleon war beendet. Der Kaiser lud seine Gäste zur Tafel und entfernte sich mit Talleyrand. In tiefer Bewegung verließ auch die Königin das Zimmer; des Kaisers Worte: „Ich werde daran denken!“ hatten ihre Hoffnung ein wenig belebt.

Talleyrand mußte so etwas Aehnliches aus dieser Aeußerung seines Gebieters vermuthet haben, er benutzte den Rückweg, um dem Kaiser nochmals die Wichtigkeit der Festung Magdeburg an das Herz zu legen. Sehr überflüssig; denn Napoleon hatte natürlich auch nicht im Entferntesten an die Möglichkeit gedacht, auf Magdeburg verzichten zu wollen. „Magdeburg ist hundert Königinnen werth!“ — erwiderte er und damit war die Sache abgethan.

Um acht Uhr fuhr die Königin an des Kaisers Hause vor. Napoleon öffnete selbst den Schlag und empfing seinen hohen Gast. Bei der Tafel war er der lebenswürdigste Wirth, aber das Gespräch kam über allgemeine Dinge nicht hinaus. Nur einmal fand der sonst so schweigsame und in jenen Tagen doppelt niedergeschlagene König Gelegenheit, seinen schmerzlichen Gefühlen bei dem bevorstehenden Friedensschluß Ausdruck zu verleihen. „Euer Majestät wissen nicht, wie schmerzlich es ist, Länder zu verlieren, mit denen man durch eine lange Reihe seiner Vorfahren hindurch verbunden ist und welche als die Wiege meines Stammes anzusehen sind!“ Aber der Parvenu hatte dafür kein Verständniß. „Die Wiege,“ meinte er, „wenn das Kind zum Manne angewachsen ist, hat es keine Zeit mehr, an die Wiege zu denken.“ Darauf schaltete die Königin ein: „Das Herz der Mutter ist eine beständige Wiege!“

Nach der Tafel stand Luise in einer Fensterstiege mit dem Kaiser zusammen. Da brach er von einem Rosenstock eine Rose und reichte sie ihr. „Zum wenigsten mit Magdeburg?“ fragte die Königin. Da verlor der Kaiser die Haltung: „Ich muß Euer Majestät bemerken, daß es an mir ist, zu bieten, — an Eurer Majestät anzunehmen oder abzumeisen.“ „Keine Rose ohne Dornen, — aber diese Dornen sind zu scharf für mich,“ erwiderte Luise und wies die Rose ab.

esam
krant
beld,
fuhr
schon
werte.
war
aber
huld.
schickte,
Er
Dand
o ab-
keine
fast
kam
e die
Hotel
wie
ohne
leicht
mit-
das
t zu
o oft
Zum
amen
mir
verren
ch so
arme
immer
llte;
berte
tefler
ht da
und
o ge-
schickte
eine
eiten
Ort
beste
übrig
edte,

Trotzdem war die Königin von dem Verlauf dieses Tages nicht unbefriedigt, wie sie noch am selben Abend Hardenberg eröffnete, ehe sie nach Wittupönen zurückfuhr.

Napoleon dagegen bemerkte bereits am folgenden Vormittag zu dem preussischen Unterhändler, dem Grafen Solz, daß Alles, was er zur Königin gesagt habe, nur leere Redensarten gewesen seien, und blieb genau so unerbittlich bei den Friedensverhandlungen wie bisher. An die Kaiserin Josephine schrieb er unmittelbar nach der Zusammenkunft: „Die Königin von Preußen ist wirklich ein reizendes Weib, sie ist sehr liebenswürdig gegen mich. Du brauchst aber nicht eifersüchtig zu sein: ich bin wie ein Wachsstück, über welches dergleichen Dinge hingeleiten, ohne mein Inneres zu berühren. Auch würde es mich zu viel kosten, bei solcher Gelegenheit den Galanten zu spielen.“ Auch in seinen Memoiren, die er auf Helena niederschrieb, erinnerte sich der Kaiser jenes Tilsiter Tages und rühmt der Königin nach: „Sie bewegte sich auf das Umgelegenste in der Unterhaltung, kehrte immer wieder zu ihrem Gegenstand zurück und das Alles mit soviel Takt und Feinheit, daß man sich unmöglich daran stoßen konnte.“

Als die Königin am Nachmittag des 7. Juli noch einmal nach Tilsit gefahren kam, eröffnete ihr Friedrich Wilhelm III., daß ihr Opfer nutzlos gewesen sei. Auch an diesem Abend lud Napoleon das Königspaar zur Tafel zu sich, indes war die Unterhaltung natürlich gezwungen und einsilbig. Als der Kaiser Luise zum Wagen geleitete, gestand er ihr offen sein Bedauern, ihre Wünsche nicht erfüllen zu können. Die Königin erwiderte, sie habe den Helden des Zeitalters kennen gelernt, aber der Eindruck sei ein getrübt, da seine Großmuth nicht seinen anderen Eigenschaften ebenbürtig sei. „Ich beklage es,“ sagte Napoleon, „aber es ist einmal so. Es ist mein böses Schicksal!“ „Ich bin grausam getäuscht worden,“ — das war das Abschiedswort der Königin und es birgt zugleich die Summe des Erfolges dieser beiden Tage. Am 9. Juli ward der Tilsiter Friede unterzeichnet.

Es ist müßig, untersuchen zu wollen, ob das Opfer, welches man der Königin zumuthete, überhaupt die Möglichkeit eines Erfolges bei Napoleons Charakter bieten konnte. Daß die Königin Luise bereit war, es zu bringen, und daß sie es gebracht hat, — das macht uns die Tilsiter Zusammenkunft zu einer so wehmüthigen, aber auch heiligen Erinnerung. Es war ein Leidenstag für sie, aber sie hat für ihr Volk gelitten, und wenn je eine Königin, so hat sie ihres Volkes Dank geerntet.

Allerlei.

Offene Bühnengeheimnisse. Ein galliger Humorist macht folgende witzig berührende Bemerkungen über die traditionelle Art, in der die meisten Schauspieler gewisse Momente charakterisiren. Wenn ein Schauspieler einen Brief öffnet, so verlegt er dem Briefbogen jedesmal, bevor er ihn liest, einen kräftigen Schlag mit der Rückseite der Hand. Er thut dies aus dem guten und genügenden Grunde, weil alle Schauspieler seit undenklichen Zeiten dasselbe gethan haben. — Wenn eine Schauspielerin dem Papa oder der Mama etwas Besonderes anzuvertrauen hat, so würde es ein Zeichen schlechter Manier sein, wenn sie nicht an der Seite ihres Papas oder ihrer Mama niedersinkt und ihr sorgvolles Köpfchen auf den Schooß oder an die Schulter ihrer Eltern lehnt. — Wenn ein Schauspieler sich mit einem anderen Schauspieler in ein vertrauliches Gespräch einläßt, so ist es das Richtige für ihn, wenn er ein Bein über die Lehne eines Stuhles hängt und mit dem Fuß auf dem Stige steht. — Wenn eine Schauspielerin mit dem Mittelfinger ihrer rechten Hand eine Geste nach dem rechten Auge macht und dann thut, als ob sie etwas in die Luft wirft, und dieselben Bewegungen mit Bezug auf das linke Auge und mit der linken Hand wiederholt, so bedeutet es, daß sie Tränen vergießt. — Wenn ein Schauspieler bis an die Lampen der Lampe vorschreitet und mit lauter Stimme nach dem Publikum zugewandt spricht, so soll das heißen, daß er „bei Seite“ spricht, ohne daß die anderen Leute auf der Bühne ihn hören. — Wenn ein Schauspieler tadellos gekleidet, mit einer Blume im Knopfloch, auf die Bühne tritt, so kann man sicher sein, daß er ein ausgefeimter Schurke ist. — Wenn ein Schauspieler alle Arten von Mißgeschick zu ertragen hat, einen schätzbaren Anzug und einen leeren Wagen hat, so kann man ihm nur gratuliren, denn er wird in Kurzem mit der Dame seines Verzens vermählt und mit Reichthümern überschüttet werden. — Wenn ein Schauspieler hier oder da sich mit oder ohne Stock auf das Bein flacht, so will er uns dadurch mittheilen, daß er auch zu den Sportsleuten gehört und sich auf Pferde versteht. — Wenn eine Schauspielerin mit

bösem Blick und hochmüthiger Miene eintritt, so sind wir sicher, daß es eine Schwiegermutter ist. — Wenn ein Schauspieler in das auf der Bühne errichtete Zimmer tritt und die Wände an der Wand anstarrt, so wissen wir, daß es entweder ein Gerichtsvollzieher oder ein Auktionator ist. — Wenn ein schurkisch aussehender Schauspieler düster die Brauen zusammenzieht, so will er uns benachrichtigen, daß er an glücklichen Tage seiner Jugend zurückdenkt, wo er noch frei von Sünden war.

Das Fahrrad auf dem Meeresgrund. Als Schiller seine Ballade „Der Taucher“ schrieb, welche die Schrecken des Meeresgrundes schildert, ahnte er nicht, daß es einmal Leute geben werde, die auf eben diesem Meeresgrunde mit einem Bicycle ganz gemüthlich herumradeln. Und doch ist dies in unseren Tagen bereits geschehen; ein amerikanischer Taucher, David M. Tulloch, hat kürzlich den Versuch gemacht, ein Bicycle bei seiner submarinen Arbeit zu verwenden. Es hatte dies einen guten Grund, denn die Taucher haben oft ein größeres Revier des Meeresbodens abzuluchen, und da sie dabei zu Fuß mit ihrer schweren Ausrüstung nicht rasch genug vorwärts kommen, mußte sich das Bicycle für diesen Fall empfehlen, vorausgesetzt, daß sich damit unter Wasser fahren ließ. Der Versuch ist nun ganz vorzüglich gelungen, und es ergab sich dabei nur die Schwierigkeit, daß sich der Taucher mit seinen diesföhligen Schuhen nur schwer auf den für diesen Zweck zu kleinen Bedalen erhalten konnte, die also größer gemacht werden mußten. Dagegen versicherte David M. Tulloch, daß das Gleichgewicht auf dem Bicycle unter Wasser leichter zu halten sei, als auf festem Lande. Er war von seinem Versuche so befriedigt, daß er sich nun nach seinen eigenen Angaben ein Rad wird anfertigen lassen, das er fortan bei seinen Arbeiten auf dem Grunde des Meeres zu benutzen gedenkt.

Der musikalische Hund. Ein fahrender „Künstler“ hatte leghin einen Hundezirkus in einer kleinen Gemeinde des französischen Südens aufgestellt. Mitten in der Vorstellung ward eine neue Sensationsnummer angekündigt. „Azor,“ sein kleiner Lieblingshund, sollte auf dem Klavier spielen. Das gelehrige Thier sprang auf einen Schmel und begann die „Marschallste“ flüchtig erhaben sich aus der läudlichen Zuhörerschaft ein Späkmacher und rief mit lauter Stimme: „Kag! Kag! Such das Käsechen!“ „Azor“ machte einen Satz und verschwand. Aber welche Ueberraschung! Das Klavier spielte ganz allein fort. . . Das Publikum merkte nun den Trick. . . Es war ein mechanisches Piano!

Schwalbenraube. Eine interessante Tragödie aus der Vogelwelt wird uns aus einer kleinen westpreussischen Stadt berichtet. Dort legten unter dem Pappdach eines Wohnhauses Schwalben und Sperlinge ihre Wohn- und Brutstätten an. Ein Sperlingspaar bezog nach hartem Kampfe mit einem Schwalbenaare dessen vollendetes Nest und begann darin zu legen, während das ermitirte Schwalbenaar faum drei Meter davon ein neues Nest anlegte. Nun geschah etwas Sonderbares. Es wurde beobachtet, daß die vertriebenen Schwalben fleißig die Spagenwohnung — erhöhten. Eines Tages umflatterte der Spag ängstlich und hilfesuchend das Nest. Der Beobachter trat hinzu und fand, daß das Nest fest zugemauert worden war. Als er es öffnete, fand er die legende Spagin bereits erstickt im Neste vor. — Die Schwalben hatten sich für die Vergewaltigung, die ihnen von den Spagen zugefügt wurde, gründlich gerächt.

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Vespredungen nach Auswahl vorbehalten.

— Leipzig begeht demnächst das 400jährige Jubiläum seiner Messen. Am 20. Juli 1497 nämlich „erneuerte, konfirmirte und bestätigte“ Kaiser Maximilian I. die drei Leipziger „Jahrmärkte“ — die heutigen Messen. Aus diesem Anlaß bringt Heft 7 der „Gartenlaube“ einen ausführlichen Artikel von Max Wartung über diese weltbekannte Handelsinstitution, die den Austausch der Erzeugnisse aller Erdtheile vermittelt. Allerlei Illustrationen aus älterer und neuerer Zeit, die interessante Einblicke in das bewegte Treiben der alten Messstadt gewähren, sind der Abhandlung beigegeben. Auch andere reich illustrierte Artikel bringt die „Gartenlaube“, so über Bangkol, die tempel- und pagodenreiche Hauptstadt Siams, über den neuen Themsetunnel in London. Dr. Dornblüth behandelt als zeitgemäßes Thema die nervösen Angitzustände des Menschen, während Ludwig Ganghofer von seinen Erlebnissen und Erfahrungen auf der Birk- der Spielbahn jagd erzählt. Die Handlung des höchst spannenden Romans von Ernst Eckstein, „Die Hexe von Glausstadt“, wird ein gutes Stück vorwärts gebracht und uns daneben eine abgeschlossene kleine Geschichte von Charlotte Meier, „Unsere Kriechane“, adoten, die mit einem Anflug von Humor geschrieben ist und wohl Jedem gut unterhalten wird. Und noch vieles andere Verthoole birgt das in zeitlicher jowohl, als illustrativer Hinsicht trefflich zusammengestellte „Gartenlaube“-Heft.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Ebele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87